als er den Raum verließ. „Sie würden mir dafür haften." — —

„Nicht zu entziffern!" meinte der Kapitän, sich im Kartenzimmer mit dem ersten Offizier über Posfons Telegramm beugend. „Man müßte den Schlüssel dazu haben. Aber die Zahlen sind klar: unsere Längen-, unsere Breitenangabe, und hier unsere Fahrgeschwindigkeit! Mir hat der Wirsche von Anfang an nicht behagt. Für einen waschechten Amerikaner habe ich ihn nie angesehen."

„Und die Warnung, die uns vorhin durch Funkspruch zuging — die feindlichen Kreuzer!" bemerkte der erste Offizier.

Der Kapitän richtete sich auf. Sein sonst so gutmütiges Auge hatte einen stählernen Glanz.

„Außergewöhnliche Verhältnisse rechtfertigen außergewöhnliche Maßnahmen. Durchsuchen Sie sofort im Weisen zweier Zangen die Kabinen und das Gepäck des angeblichen Posfon. Er selbst soll auch zugegen sein. Tun Sie es möglichst unauffällig, daß die Passagiere nichts gewahr werden, und finden Sie das Mindeste verdächtig, halten Sie ihn in der Kabine fest und exfatten mir unverzüglich Meldung. Ich bin auf der Kommandobrücke."

Am Horizont erblickte man von der Brücke aus nichts Besonderes; ein kleiner Dampfer, ein Schoner — das war alles.

Aber da rollte etwas aus blauer Ferne durch die Luft her, ein dumpfer Schall, der das Trommelfell mit fast schmerzhaftem Druck traf. Ein zweiter folgte aus derselben Richtung.

Kanonenschüsse! Dort hinten kämpfte man oder verfolgte ein Schiff, das sich durch die Flucht zu retten suchte.

Die auf Achterdeck befindlichen Herren hatten hiervon nichts vernommen, aber sie hörten elektrische Klingelsignale, sahen, daß der Dampfer eine Schwenkung vollzog, scharf nach Backbord, und spürten, wie er seine Fahrt noch beschleunigte.

„Was habe ich Ihnen gesagt?" frohlockte Shadow. „Wer hat nun recht? Glauben Sie, daß ein Dampfer den Kurs ändert, falls er dazu nicht einen triftigen, einen ganz zwingenden Grund hat!"

Seine Tochter aber konnte nicht begreifen, weshalb Posfon den Rest des Tages über unsichtbar blieb und auch am nächsten Tage nicht zum Vorschein kam.

Endlich hieß es, er sei erkrankt, ein Fieberanfall fesselte ihn an seine Kabine.

Der Hafen wurde mit bedeutender Verspätung, doch wohlbehalten erreicht.

Shadow konnte es beim Abschiednehmen nicht unterlassen, sich nochmals zu rühmen, daß er es gewesen, der zuerst auf die drohende Gefahr hingewiesen hätte.

Der Kapitän ließ ihn lächelnd ausreden.

„Wir waren auch nicht blind und taub," meinte er dann, „aber wir mußten uns ein wenig so stellen, einmal, um keine Aufregung hervorzurufen, zum anderen, weil wir einen Passagier an Bord hatten, der durch unsere scheinbare Sorglosigkeit getäuscht werden mußte. Sie kennen ihn — Mr. Posfon, der Plantagenbesitzer aus Florida. In Wahrheit Marineattachee einer uns feindlichen Macht, der sich unser schönes Schiff ausersehen hatte, es unterwegs seinen Kreuzern als gute Beute zu überliefern. Ueber das wie kann ich Ihnen nähere Mitteilungen nicht machen, da der angebliche Posfon der Behörde zugeführt werden wird."

Shadow schüttelte dem Kapitän herzlich die Hand.

„Sie sind doch noch gewitzter als ich," bekannte er ehrlich. „Von dem Menschen hätte ich mich unbedingt täuschen lassen. Ich wäre jede Wette eingegangen, daß er nur Sinn hätte für — —", man konnte sich denken, was er unanständigerweise hieß. „Aber können Sie nicht wenigstens andeuten, wohrich er sich Ihnen verraten hat? Meine Ellen wird danach fragen."

„Wodurch er uns verraten wollte! Durch Funkspruch!"

Aus der Welt der Frau.

Die vaterländische Erziehung der Frau.

Man hat es mit Recht immer für selbstverständlich gehalten, daß die Frauen in entscheidenden geschichtlichen Sturmzeiten vaterländischen Sinn bewiesen. Und sie haben dieses Zutrauen wohl niemals enttäuscht. Nicht so selbstverständlich war es, daß die Frauen auch dauernd in Fühlung gehalten wurden mit dem Vaterland, für das in bewegten Zeiten ihr Gefühl entbrannte. Sicher weiß heute die Mehrzahl der Frauen um die Weltlage viel genauer Bescheid, gewiß haben sie ein weit deutlicheres Bild von dem, um was es sich handelt, als vor hundert Jahren. Das liegt nicht nur daran, daß die Zeitungen heute alles viel vollständiger berichten, sondern mehr noch daran, daß die Frauen es besser lesen können.

Im Anfang des 19. Jahrhunderts hatten die Mädchen so gut wie gar keinen Geschichtsunterricht. Wo es etwas derartiges gab, verband man zwei ganz andere Zwecke damit: man trieb Mythologie wegen der klassischen Kunst, oder man suchte in der Geschichte Beispiele für die religiösen Wahrheiten. In einem Berliner Töchterschulplan aus dem Anfang des Jahrhunderts gehört Geschichte unter die „Fächer zur Bildung des religiösen Sinnes", aber nicht unter die „zur Bildung des Verstandes". Das Verhältnis der Frau zu ihrem Vaterland war ein rein gefühlsmäßiges, und hervorragende Frauen, wie Karoline von Humboldt, waren während der Ereignisse von 1813 immer entsetzt, welche Unwissenheit selbst unter den Frauen ihrer Kreise über die Zeitereignisse bestand. Noch Schleiermacher hielt eine politische Bildung der Frau für unnötig, da sie ja nur „die Teilnahme des Mannes an allen großen Lebensgemeinschaften abspiegele", aber eigentlich kein unmittelbares, selbständiges Interesse für sie zu haben brauche. Das wurde auch nach den Freiheitskriegen nicht dauernd anders, trotz Fichte. So wenig es denkbar war, daß eine Lehrerin eine Geschichte unterrichtet hätte, so sehr trat dieses Fach, und in ihm wieder die praktische Gegenwart im Mädchenunterricht zurück. Vor allem ging man allgemein von dem Gedanken aus, daß Frauen sich überhaupt nicht für allgemeine politische Verhältnisse und Tatsachen, sondern höchstens für schwungvolle politische Helden interessierten. Darum war die Mädchenbildung besonders wenig geeignet, ein richtiges Verständnis der Gegenwartsgeschichte mit der ausschlaggebenden Gewalt ihrer wirtschaftlichen Weltmächte zu vermitteln.

Erst das letzte Jahrzehnt hat darin einen gründlichen Wandel gebracht. Erst der Wirklichkeitssinn der Gegenwart hat erkannt, daß die bloße „Liebe" zum Vaterland ein zwiefelhafter Wert ist, wenn sich damit nicht eine ganz bestimmte Vorstellung von seinen Interessen, Kämpfen, Entwicklungsbedingungen verbindet. Viele äußere Umstände sind dazu gekommen, um ein neues Band um die Nation und die Frauen zu schließen, das Band wirklichen Verständnisses, starken, lebhaften und bewußten Miterlebens. Wenn heute Millionen deutscher Frauen mit gleicher Spannung wie die Männer jede Wendung der Ereignisse verfolgen, so spiegelt sich darin ein Wandel der vaterländischen Bildung der Frauen, die nicht mehr wie ehemals nur von der Teilnahme des Mannes an den nationalen Geschicken lebt, sondern aus eigenen Kräften des Herzens und des Verstandes stark geworden ist.

An Deutschlands Frauen.

In schwerer Zeit, wo tausende und abertausende deutscher Frauen und Mädchen ihre Männer, ihre Söhne und Brüder hinausziehen lassen müssen, um den Feind vom Boden des deutschen Vaterlandes fernzuhalten, um Ehre und Ansehen des deutschen Namens in der Welt zu wahren, wenden wir uns an alle deutschen Frauen und Mädchen mit der Bitte, uns helfend zur Seite zu stehen und ihr Scherflein auf dem Altare des Vaterlandes zu opfern.

Wenn draußen Mannesmut und Vaterlandsliebe im Kampf für Kaiser und Reich Leben und Gesundheit ihr Opfer bringen, wenn namentlich auch unsere wackeren Blaujacken im harten Kampfe stehen, dann wollen wir im Innern das heilige Feuer stiller segenbringender Liebe anfachen, um Hilfe bringen zu können, um die schweren Wunden zu heilen, die der Krieg in ungeahntem Maße schlagen wird. Tausende deutscher Frauen haben für diesen Zweck in Friedenszeiten gespart für die Zeiten der Not, tausende aber haben abseits gestanden und unseren früheren Mahnruf unbeachtet verklingen lassen. Wenn wir uns heute deshalb noch einmal an die deutschen Frauen um Hilfe wenden, so wird dieser Ruf sicherlich nicht ungehört verhallen. Alle deutschen Frauen, Mütter und Schwestern bitten wir: „Gebt euer Scherflein für unser Lazarett! Helft uns Linderung zu bringen in den Stunden der Not! Und ihr deutschen Frauen, die Ihr in opfervoller Bereitschaft Euer ganzes Ich zur Pflege der Verwundeten und Kranken geben wollt, kommt und helft die Wunden heilen. Wer immer ein Scherflein bringen will, übergabe es den in der Stadt eröffneten Sammelstellen des Flottenbundes.

Wer immer selbst mit Hand anlegen und als Pflegerin in dieser schweren Zeit dem Vaterlande dienen will, der möge sich bei dem Geschäftsführenden Ausschuß des Flottenbundes Deutscher Frauen E. V. Frau Reichsgerichtsrat Mary Peters (Leipzig), 1. Vorsitzende; Frau Ministerialrat von Rumpler (München), 2. Vorsitzende; Frau Schmidt-Duve (Leipzig); Frau Konsul Moritz (Leipzig); Clärchen Müller (Hannover), Ehrenvorsitzende.

* **Schmerzlose Geburten.** In der Pariser Akademie für Medizin erstattete Prof. Ribemont-Dessaignes über ein neuentdecktes Hilfsmittel der Geburtshilfe einen Bericht, der unter den Aerzten und Gelehrten das größte Aufsehen erregt. Es handelt sich um ein von dem französischen Chemiker A. George Paulin entdecktes schmerzbetäubendes Mittel, das alle jene nachteiligen Begleiterscheinungen, die bisher die Anwendung von Narkotica bei Geburten nicht ratsam erscheinen ließ, vermiden läßt. Mit anderen Worten: die ärztliche Wissenschaft vermag in Zukunft der Geburt alle Schmerzen zu nehmen, vollkommen schmerzlos wird fortan die Frau Kinder gebären. Bei dem Medikament handelt es sich um ein Produkt, das Paulin erzielte, indem er lebende Gährstoffe wie Bierhefe auf salzsaures Morphium einwirken ließ. Die Anpassung lebender Gährstoffe an ein giftiges Milieu ist in jüngster Zeit Gegenstand mannigfacher Untersuchungen geworden; Paulin ging bei seinen Experimenten den entgegengesetzten Weg und legte das Schwergewicht seiner Untersuchungen auf die Veränderungen, die das Giftmilieu unter der Einwirkung lebender Gährstoffe erfährt. Das Mittel wirkt auf die Nervenzentren, nach 2—3 Minuten empfinden die Frauen einen leichten Anfall allgemeinen Unbehagens, dann aber schläft die Wöchnerin ein, nicht aber in einen tiefen, schweren Schlaf, sondern in einen leichten Halbschlummer, aus dem eine halblaute Frage die Patientin erwecken kann. Manche Frauen entschlummerten auch gar nicht, sondern konnten sich während der Geburt mit der Umgebung unterhalten: kein Schmerz war fühlbar. Die Bedeutung des neuen Mittels liegt in dem Umstand, daß es die Gebärtätigkeit und die Muskelkontraktionen nicht schwächt. Fast alle bisherigen Versuche mit schmerzstillenden Mitteln bei Geburtsfällen hatten die Schattenseite, daß sie die Muskeltätigkeit schwächten und die Geburt verlangsamten. Prof. Ribemont-Dessaignes hat bisher 112 Wöchnerinnen mit dem neuen Medikament behandelt. Es schwinden nicht nur alle Schmerzen und Depressionen, sondern auch alle nervöse Erregung, noch der Geburt tritt keine Schlaflosigkeit ein, das Allgemeinbefinden scheint gehoben, irgendwelche nachteiligen Folgeerscheinungen blieben völlig aus, und auch auf die Neugeborenen blieb das Medikament ohne gefährliche oder auch nur ungünstige Wirkung.

Knackmandeln.

Lösung des Abteilrätsels aus Nr. 33:
Achsel, Ida, Stern, Amen, Eid, Achse, Lid, Aster, Name, Neid.

Wir haben so viele richtige Auflösungen erhalten, daß wir wegen Raummangels nicht in der Lage sind, die Namen der Rätsellöser zu veröffentlichen.

Die Prämie:
Halloria, ein Saale-Roman v. Dr. Funke,
entfiel auf **Karl Schneider**, hier.

Akrostichon.

Man suche 7 Wörter von der Bedeutung unter a. Von jedem dieser Wörter ist durch Vorsetzung eines passenden Buchstabens ein neues Wort von der Bedeutung unter b zu bilden. Die vorgesetzten Buchstaben müssen im Zusammenhang einen weiblichen Vornamen ergeben.

a.		b.
1. Erdschicht.	—	biblischer Prophet.
2. Getränk.	—	altgermanischer Volksstamm.
3. Nahrungsmittel	—	Raubvogel.
4. Müllerliter.	—	altbiblischer Name.
5. Nordische Gottheit.	—	Teil des Gesichts.
6. Feldblume.	—	politischer Akt in der Türkei.
7. Bauwerk.	—	biblische Landschaft.

Prämie:
Schwabs Deutsche Volksbücher, 4 Bde.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten **Donnerstag früh** an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Schachaufgabe.

Zweizüger von W. A. Shinkman.

Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem 2. Zuge matt.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 31.

Zweizüger von F. Bonner-Fenit.

W. Ka8, Dg1, Le8, g1, Se4, e4, Bb4, Schw. Kd5, Le7, Se4, Bd3, e5, g5.
1. Lg1—c5, beliebig. 2. Wierfach matt.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage
des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 34 **Halle a. S., Sonntag, den 23. August** **1914**

Landsturm!

Es sterben des Taglichts Farben,
Das Dorf schläft ein;
Mild fließt auf Aehren und Garben
Der Mondenschein.
Doch durch die Nacht und die müde Welt
Rauschen und rauschen die Sensen im Feld —
Das Brot ist reif und die Stunde voll Not,
Wer weiß, was der leuchtende Morgen droht;
Wir mähen, das Land darf nicht darben.

Und reicht uns aus den Lüften
Der Mondglanz nicht,
So gürten wir an die Hüften
Laternenlicht.
Und auf den schwingenden raffenden Arm
Tropft der Stirnschweiß hart und das Zwielicht warm.
Das Brot ist reif und die Stunde voll Not,
Der Wetzstahl klirrt und der Atem loht,
Und die Flur raucht von Nebeln und Düften.

Da, aus den dunkelnden Gassen
Ein Hornsignal!
Der Herzschlag will es nicht fassen —
Horch, noch einmal!
Und Buben keuchen die Feldflur heran:
„Sie schlagen den Landsturm am Posthaus an!" —
Das Brot ist reif und die Stunde voll Not;
Und sie packen die Sensen auf Mord und Tod,
Als wollten sie's nimmer lassen.

Verrat am Newafstrande,
Welschland voll Trug,
Und Englands Krämerschande —
Nun ist's genug!
Zwei Tage, zwei Nächte noch schneiden wir hier,
Dann wechseln wir Sensen und Ernte-Revier
Und reif ist die Stunde, blutreif und blutrot,
Und der uns voranschneid't, der ist euer Tod,
Ihr Friedensbrecher-Bande!

Franz Langheinrich (i. d. „Jugend").

Ins Feindesland.

Skizze von **Curt Kühns.**

Das Hochzeitsmahl war im vollen Gange. Der letzte Strahl der sinkenden Sonne fiel durch die leise im Zugwind schaukelnden Gardinen des Saales, ließ das schwere Damast des Tischzeuges glänzen und den goldigen Wein in den geschliffenen Römern funkeln.

Die Braut neigte sich zu ihrem jungen Gatten: „Es ist doch nicht wahr", sagte sie leise, „daß jetzt Krieg wird — nicht? — Es wäre entsetzlich!"

Der junge Offizier schelte ein wenig. „So oft schon wurde der Krieg als unmittelbar bevorstehend angekündigt, und nie ist er gekommen."

„Gott sei Dank!" entgegnete Melanie. „Wenn ich dich hergeben sollte, ich glaube, ich würde verrückt!"

„Aber Melanie!" sagte Albrecht nur. Es klang wie eine leise Mahnung. „Jeder gibt in solchem Fall sein Bestes her. Wir Männer haben nur Leben zu geben — ihr Frauen mehr, eure Liebe."

Die junge Frau schwieg; sie streifte das Antlitz ihres Mannes mit einem halben Blick.

„Noch ist's ja nicht so weit", fuhr Albrecht fort. „Noch freuen wir uns unsers Lebens und" — er erhob sein Glas — „einer beglückenden Gegenwart."

Da nickte die junge Frau und lächelte ihm freundlich zu. Die Musik fiel rauschend ein, mit ihren frohen Klängen trübe Stimmungen verscheuchend. „Weißt du, Liebling", sagte Melanie wieder, als der feurige Walzer verklungen, und schob ihren Arm in den Albrechts, „daß ich dich noch einmal so lieb hätte, wenn du nicht Flieger wärest?"

„Warum hast du mich dann genommen?" fragte er neckend. „Du hattest ja genug Auswahl."

„Ja, warum habe ich dich genommen, das möchte ich auch wissen", versetzte die junge Frau. „Man nimmt sich doch etwas Schbhaftes, einen dicken Gutsbesitzer meinetwegen, der fest und sicher auf seiner Scholle sitzt, aber nicht einen Sausewind und Luftikus!" Damit zog sie ihn ganz langsam am Ohr.

Albrecht lachte leise und herzlich, aus glücklichen Augen.

In dem Augenblick trat ein Depeschenbote zu dem Bräutigam hin. „Für Herrn Leutnant. Es ist dringend."

Die Hochzeitstafel bemerkte es nicht weiter, als der junge Ehemann nach ein paar Worten zu seiner jungen Frau mit dieser den Saal verließ.

Draußen sah er ihr fest ins Gesicht, und es war, als wenn ein heißer Tatendrang aus seinen Augen sprühte. „Kind, es scheint nun doch ernst zu werden."

Ein kurzes Zittern durchlief ihr Herz. Dann reckte sie ihren schlanken Körper. „Nun, denn, Albrecht, so wollen wir uns vor dem Schicksal nicht verstecken." Und in unterdrückter Leidenschaft umfaßte sie ihn. „Ich gebe dich hin! Und wenn mein Herz springt!"

Nickte die junge Frau an sich, heiß, inbrünstig, in seinen Augen standen Tränen. „Mein Weib!" sagte er nur.

Acht Tage später. Der Krieg ist erklärt. Vor der Fliegerhalle der Grenzfestung herrscht hastiges Leben. Die abgeblendeten Laternen werfen ein gedämpftes Licht, Soldaten gehen ab und zu, eine Gruppe von Offizieren steht im Gespräch, bei ihnen eine Dame — Melanie.

Jetzt öffnen sich die Tore der Halle. Das Flugzeug wird herausgerollt.

Noch einmal kurz, ohne Worte, umarmen sich die jungen Gatten, dann springt Albrecht auf den Führersitz, sein Begleiter hat schon Platz genommen. Die Motoren setzen knatternd ein, in sausendem Flug geht es über den Platz, der unter den gleitenden Rädern verschwindet, das Flugzeug hebt sich, und höher geht's und höher in den dunklen Himmel hinein.

Tiefe Nacht breitet sich um beide Flieger. Unten liegt in nächtigem Schwarz die Erde, das Pfeifen der Lokomotiven, der unruhvolle Lärm der großen Stadt verklingen, nur das Sausen ihres Motores begleitet sie.

Gespannt, falkenscharf spähen die beiden Flieger in die Nacht. Dort unten der dunkle Strich, der sich durch die helleren Flächen des reifen Getreides und wie ein Einschnitt durch die finsteren Wälder zieht, ist die Bahn, die zur Grenze führt, der sie folgen wollen. Lichtpunkte tauchen auf, ein unregelmäßiges Bündel von gelben, weißen, roten Lichtstrahlen: eine Stadt. Der Begleiter unterstreicht den Namen auf seiner Karte im Scheine seiner Taschenlaterne. Wieder klingt der Pfiff einer Lokomotive in ihre Einsamkeit hinauf.

Weiter geht's in fliegender Fahrt, mit knatternden Motoren. In der Feldmark unten zeigen sich wie Glühwürmchen leuchtende Punkte, Biwakfeuer!

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen. Verlag von Gebrüder Huck, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Konrad Pohl, Halle a. S.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19140823028/fragment/page=0001

Es sind unsere Grenztruppen. Die Grenze ist erreicht. Die beiden Offiziere atmen unwillkürlich tief und setzen sich fester auf ihren Sitzen.

Da graut der Morgen. Ein feinder, blauer Ton hämmert herauf, mischt sich in das tiefe Schwarz des Himmels. Die Sterne verblassen, eine Cirruswolke, die über ihnen hängt, erhält durch die aufgehende Sonne einen rosigen Rand.

Die Erde unten liegt noch in einem unsicheren Dämmergrau, in Morgennebel und Morgendunst. Nichts ist klar zu erkennen. Um so fester halten die Blicke auf Karte und Kompaß.

Wieder schrillende Pfiffe, anders gellend als die unserer Lokomotiven. Ein ungewisser, dumpfer Lärm. Eine große Stadt. Welche ist's?

„Wir müssen kreuzen", sagt Albrecht, „bis Sicherres zu sehen ist."

Leichtes Gewölk zieht heran, legt sich wie ein Schleier um das Flugzeug. Rings die vorüberziehenden, grauen Wolkenschleier. In ihnen wenden die Flieger, ziehen hin und her. Das schrille Pfeifen unten kennzeichnet ihnen die Lage der Stadt.

Jetzt ist die Sonne heraus, ihr Glanzpunkt durchflutet goldig den Weltenraum. Das Gewölk verflieht. Klar sichtbar ist die Stadt mit glatt geschnittenen Bastionen: die erwartete Festung. Die Rechnung stimmt also.

„Wir müssen tiefer gehen", bemerkt der Beobachter, „man erkennt nichts." In einer sicheren Schleife führt Albrecht das Flugzeug herab. Deutlich übersieht man jetzt den Bahnhof. Truppen werden ausgeladen, andere stehen auf dem Güterbahnhof; etwa ein Regiment, notiert der Begleiter. Auf den Plätzen treten hier Truppen an und dort, auf den Wällen übt Artillerie. Da blitzt ein Schuß — sie sind gesehen. Die Kugel saust weit von ihnen das Plane. Noch ein Schuß, noch einer, ein Knattern. Es pfeift an ihnen vorbei. Hoch! Hoch! Mit Windeseile entführt sie der Motor — in Höhenschichten, in denen ihnen keine Kugeln schaden.

Weiter geht's. Unten passieren Militärzüge, man erkennt Pferde-, Geschütztransporte. Alles wird sorgfältig notiert.

Da taucht das Ziel ihrer Fahrt auf, der große Bahnhofneuanlagen mit seiner riesigen Brücke, auf die drei Linien münden. Diese gilt's zu sprengen.

Hält auch der Motor noch vor? Ruhig geht er seine Touren, ruhig schlagen die Herzen der beiden kühnen Männer. Unten von der Erde löst sich ein Punkt, ein feindliches Flugzeug, und noch eins! Wirbelnd schnell steigen die deutschen Flieger auf zur Höhe. Man darf sich die Höhe nicht abgewinnen lassen. Die Stadt unten ist kaum noch erkenntlich, die Luft wird ihnen knapp, das Herz klopft hörbar, die Brust fängt an zu feuchen. Es geht nicht höher.

Albrecht macht eine scharfe Wendung nach Nord. Sofort schießt der eine feindliche Flieger in dieser Richtung davon. Eine kurze Drehung, der zweite feindliche Flieger ist verschwunden, und im Gleitfluge geht's hinab, sausend schnell, gerade auf die Brücke los. Man erkennt sie schon wieder, eine Bombe fliegt herab — — ins Wasser. Noch eine! Eine schwache Detonation. Doch die Brücke steht.

Inzwischen hat auch ihr Verfolger gewendet. Die deutschen Flieger sind so tief, daß sie unten deutlich die Posten erkennen. Der Beobachter wirft die dritte Bombe. Ein furchtbarer Krach, aufschießende Flammen — — die Brücke ist verschwunden.

Von allen Seiten knattert Gewehrfeuer. Die Kugeln pfeifen. Das Flugzeug erhält einen plötzlichen Stoß. Albrecht sieht halb über die Schulter, sein Begleiter hängt nur noch auf seinem Sitz, mit zerblassten Zügen.

„Weiter!" keucht er, höher! Ich bin getroffen."

Wieder aufwärts saust das Flugzeug, vorbei an dem Verfolger, der in wilder Hast die Berechnung verloren.

In kurzer Zeit hat ihn Albrecht weit hinter sich gelassen. Allein mit dem todwunden Kameraden steuert er zurück.

„Halten Sie sich, lieber Kamerad, halten Sie sich aufrecht!" Der Verwundete macht eine Riesenanstrengung, das Gleichgewicht zu behaupten. Seine Hand preßt die blutende Wunde zusammen.

Unten jagten Automobile, die sie verfolgten. Der Draht arbeitete ihnen voraus: Ueberall auf den Höhen stehen Abteilungen, die sie beschießen. Auch ein Ballongeschütz.

Und immer hat Albrecht nur das eine Wort: „Halten Sie sich, lieber Kamerad, halten Sie sich nur eine kleine Weile noch!" Er vermeidet die Städte, alle bewohnten Orte. Doch sieht er die verfolgenden Kraftwagen immer wieder auftauchen.

Der Verwundete wirft sich im Todeskampf, das Flugzeug schwankt, der Motor pufft nicht mehr so gleichmäßig. Jetzt jetzt er ganz aus. Im Gleitflug geht's nieder, es ist keine andere Hilfe. Albrecht lädt währenddessen seinen Reservebrowning. Lieber tot als gefangen!

Eine Wiese am Waldrand ersieht er zum Landungsplatz. Es ist einsam dort. Kein Mensch zu sehen. Ein Wald bricht ihn gegen die Sicht der Verfolger. Näher und näher kommt die Erde. Ein Schwanken, ein harter Stoß, das Flugzeug ist gelandet.

Albrecht wendet sich zu seinem Begleiter. Der sieht mit ehernem Gesicht. Tot. Den Heldentod gestorben!

Da wird's im Walde lebendig von Reitern in feldgrauer Uniform. Albrecht spannte seine beiden Pistolen. Doch: Darf er seinen Augen trauen? — Es sind Deutsche!

„Halt!" ruft auch der Offizier drüben. „ein deutscher Flieger! Willkommen, Herr Kameradl" —

Gedenktage der Woche.

23. Aug. 1813 Sieg Bülows über die Franzosen bei Großbeeren.
1866 Friede zu Prag zwischen Preußen und Oesterreich.

24. Aug. 1572 Die Bartholomäusnacht in Paris.
1759 Ewald v. Kleist, Dichter, in Frankfurt a. O. †
1851 Feldmarschall Graf Gneisenau, in Posen †
1850 Lord Herbert Kitchener, der jetzige englische Kriegsminister, in Kerry (irische Grafschaft) *

25. Aug. 1744 J. G. Herder, klass. Schriftsteller, in Mohrungen *
1756 Sieg Friedrichs des Großen über die Russen bei Zorndorf.
1819 James Watt, Erfinder der Dampfmaschine, in Heathfield †
1900 Friedr. Nietzsche, philosophischer Schriftsteller, in Weimar †

26. Aug. 1278 Schlacht auf dem Lechfeld, König Ottokar II. von Böhmen fällt.
1485 Teilung Sachsens in Leipzig. Spaltung des Hauses Wettin in die Ernestinische und Albertinische Linie.
1813 Theod. Körner, Dichter, fällt bei Gadebusch.
1813 Sieg Blüchers über die Franzosen an der Katzbach.
1873 Karl Wilhelm, Komponist („Wacht am Rhein"), in Schmalkalden †

27. Aug. 1791 Fürstenbersammlung zu Pillnitz, welcher die Kriegserklärung an Frankreich folgte.
1870 Sieg der Sachsen über die Franzosen bei Beaumcy.

28. Aug. 1749 Wolfgang v. Goethe in Frankfurt a. M. *

29. Aug. 1813 Sieg der Preußen über die Franzosen bei Culm.
1905 Abschluß der Friedensverhandlungen zwischen Japan und Rußland zu Portsmouth (N.-Hampshire).
1910 Annexion Koreas durch Japan.
1910 Montenegro zum Königreich erklärt.

Die Cocodette.

Eine Episode aus der Belagerung von Bitsch.

Von Max v. Schlägel.

Cocodettes hieß man unter Kaiser Napoleon III. bekanntlich jene Damen, welche die Mode-Errungenschaften des Lorettentums borgten, den „Chic" der Cocotte nachahmten, um der eigenen Anständigkeit einen prickelnden Reiz zu geben. — Anständigkeit? Man lacht mit Recht. Verlebtheiten, wie sie bei mit allen möglichen und unmöglichen Faktoren des französischen Lebens kokettierende letzte Jahrzehnt der Napoleonidenherrschaft erzeugte, ertragen eine nüchterne deutsche Begriffsbestimmung nicht. Auch habe ich dergleichen glücklicherweise nicht nötig, denn die Cocodette, von der ich erzählen will, ist eine Taube . . . Nicht einmal eine Turteltaube; nur eine gewöhnliche weiße Taube mit roten Augen, gelbem Schnabel und eben solchen Füßen, wie sie vielleicht jetzt noch als das Sinnbild der Reinheit und Unschuld betrachtet würde, hätten nicht Veranger und andere uns eines schlimmeren belehrt.

Ich sah die Cocodette zum ersten Male auf der Festung Bitsch, wenige Tage nach meiner Gefangennahme durch die Franzosen. Sie saß auf der Hand des Leutnants Bardy vom 86. Linienregiment. Die Cocodette blühte sich auf, girrte und machte allerlei zierliche Bewegungen, bis Bardy sie empor an sein Gesicht hob. Da legte sie den Kopf schmeichelnd an seine Wange und ließ immer lockender ihre tiefe Gutturalstimme ertönen.

Leutnant Bardy war sehr freundlich gegen mich gewesen vom ersten Augenblicke meiner Haft an. Fast schon Nachmittag, wenn ich mit den übrigen Gefangenen auf der Plattform eines Vorwerks auf und ab ging, kam er zu mir und plauderte von dem und jenem, von seinem Garnisonsleben, von der Schule in Saint-Cyr, von seinen Eltern, einer Beamtenfamilie des ersten Kaiserreichs, — von seiner Frau und seinem dreijährigen Söhnchen.

Leutnant Bardy liebte seine Familie sehr, obschon seine Ehe auf den Wunsch der Eltern geschlossen, also eine Konvenienzehe war, wie er einmal scherzend erzählte. Dabei wurden seine Augen feucht, und das gezwungene Lächeln seines hübsch geschnittenen Mundes vermochte nicht den schweren Seufzer zu erdrücken, der aus seiner Brust emporstieg.

„Madame Bardy ist ein Engel!" sagte der Leutnant bei einer anderen Gelegenheit. „Aus Gehorsam gegen ihre Eltern nahm sie mich zum Manne . . . Als ich mit ihr zum Altar trat, war ich tief ergriffen von ihrer Schönheit; nach acht Tagen war ich rasend in sie verliebt, und jetzt nach vierjähriger Ehe, bin ich es noch so sehr, daß ich mich nicht einmal schäme, es zu gestehen. Oft will es mir scheinen, als sei Frau Bardys Liebe zu mir mehr ein Ausfluß ihrer unendlichen Herzensgüte, die Freude darüber, sich so sehr geliebt zu sehen!" . . .

Der Leutnant zeigte mir das Porträt seiner Frau, das er stets bei sich trug. Madame Bardy war in der Tat ein Wesen von engelhafter Schönheit. Sie säuselte auf jenem Bilde, als wolle sie dem weit entfernten Gatten für seine Liebe danken. —

Am zweiundzwanzigsten Geburtstag der Madame Bardy war die Taube auf das Fort gekommen — ohne Oelzweig; denn man stand noch am Beginn des Krieges. Wahrscheinlich war sie durch den Donner der Schlacht bei Wörth verscheucht worden. Sie hatte sich auf einem Vierundzwanzigpfünder niedergelassen und führen erzählt, hier oben auf diesem Felsen noch Menschen zu finden. Die Kanoniere dieses Geschützes wollten sie haschen, sie flog auf das Dach des Gefängnisses; die Kanoniere kletterten ihr nach. — Da flog sie durch das offene Fenster in Leutnant Bardys Zimmer. Die Offiziere der Kompagnie saßen eben bei Tisch, die Taube setzte sich auf den Korb von Bardys Säbel, der an der Wand hing, sträubte die weißen Federn, neigte graziös das Köpfchen vor- und rückwärts und fing leise zu girren an.

„Das ist eine kleine Cocodette!" hatte der Leutnant Bardy ausgerufen, das Fenster geschlossen und sich der Gefangenen behutsam genähert. Diese Vorsichtsmaßregel war überflüssig. Die Cocodette ließ sich ohne Schwierigkeit greifen und zeigte sich sehr vertraut mit dem Leutnant, auf dessen Schulter sie bald dem Mittagsmahl beiwohnte und die Brotkrumen in Empfang nahm, die er ihr emporreichte.

Seit der Zeit hatte die Cocodette ihren Namen behalten. Sie richtete sich fortan in dem zweiteiligen Offiziers-Menagezimmer der dritten Kompagnie häuslich ein, und Bardy, dem sie als unbefestrittenes Eigentum verblieb, plauderte in der Einförmigkeit „unseres" Festungslebens oft stundenlang mit ihr. Sie hörte ihnen Zärtlichkeiten zuweilen mit klugen Augen zu und gab hier und da durch ein leises Girren Antwort.

Leutnant Bardy erzählte ihr, wie hübsch es in seiner Heimat sei, im Süden Frankreichs; wie dunkelblau der Himmel und wie grün Bäume und Wiesen — nicht so matt und trübselig wie hier im „kleinen Sibirien". So nannten die Franzosen Bitsch. Bardy versprach der Cocodette, daß er sie nach Beendigung des Krieges mit nach Hause nehmen werde, und daß sie dann des kleinen Eduard kennen lernen solle, den Erben seines Namens und seines Ruhmes . . .

Da stockte der Leutnant. Wußte er denn selbst, ob er jemals wiederkehren werde? Bitsch war von allen Seiten durch meine Landsleute gerniert, und jede Nacht konnte man den Beginn eines Sturm, jeden Morgen durch ein Bombardement geweckt werden.

Eines Mittags ward man überrascht durch einen — Parlamentär. Er hielt in einiger Entfernung vom Fort, ein Trompeter mit einer weißen Fahne wenige Schritte hinter ihm. Der Parlamentär verlangte meine Freilassung und hatte aus Höflichkeit mehrere Briefe mitgebracht, welche aus dem Innern Frankreichs bis an die Bernierungslinien gelangt waren. Es befand sich auch ein Brief von Madame Bardy dabei. Die Briefe hatte man genommen, aber meine Gefangenschaft dauerte fort.

Leutnant Bardy war sehr entrüstet darüber, und Cocodette, die auf seiner Schulter saß, schlug mit den Flügeln und zeigte sich so aufgeregt wie die ganze Garnison.

Bardy war glücklich und traurig zugleich. Er hatte Antwort erhalten auf einen Brief, der mit anderen heimlich durch die deutschen Linien gebracht und in dem auch Cocodette erwähnt worden war. Sehr ergötzlich schilderte Madame Bardy das anfängliche Erstaunen ihres gestrengen Herrn Papa, der seinen Schwiegersohn immer für einen Musterehemann erklärt hatte, als er nun plötzlich von dem Interesse desselben für eine verspringte Kokodette erfuhr. Mit, wie mir scheinen wollte, etwas erzwungenem Humor, um seine Angehörigen nicht durch den Ernst der Lage allzu sehr zu bedrücken, hatte Bardy geschrieben — mit wehmütigen Scherzen war ihm geantwortet worden. Ich begriff dies Kokettieren mit den ernstesten Dingen nicht; aber der Franzose hält ja so viel auf die Toilette seiner Gefühle. Cocodette ward noch mehr geliebkost und bewundert; denn sie bildete, seit sie die Gedanken seiner Lieben beschäftigte, für Bardy gewissermaßen ein Band mehr, das ihn an die ferne Heimat fesselte. Und Cocodette schien von der Wichtigkeit und den Reizen ihrer Persönlichkeit so sehr durchdrungen, daß sie sich auf ihres Freundes Schulter immer sicherer, aber darum nicht minder anmutig gebärdete und manchmal sogar auf sein Käppi avancierte.

Dem Besuche des Parlamentärs, welcher auf alle seine Vorschläge nur pochmütige Antworten erhalten hatte, folgte die ernste Entschließung und damit die Unmöglichkeit, sich wie bisher vom Lande mit Lebensmitteln zu versehen. Die Offizierstafeln wurden immer einfacher, und aller Witz konnte über bedenkliche Magerkeit nicht hinweghelfen. Wie zum Spott wurde ich von Bardys Kapitän, der unseren Verkehr schon seit längerer Zeit mißgünstig zu betrachten schien, zu einem dieser Diners eingeladen.

Ich kam; denn es hätte meine Stellung nur verschlimmert, wenn ich die Einladung ablehnte; ein Wachtposten mit geladenem Gewehr ging vor dem Fenster auf und ab.

Die Fragen des Kapitäns und der ganze Ton, den die Unterhaltung annahm, bewiesen, daß die Einladung mehr ein Verhör für mich und eine Demütigung für Bardy bezweckte, als eine Aufmerksamkeit für uns beide.

Wie gewöhnlich wohnte Cocodette auf des Leutnants Schulter dem Mahle bei, und als Bardy auf ernste Weise dem Gespräch eine andere Wendung gab, wurde sie der Gegenstand von des Kapitäns Bemerkungen.

„Wir gerbrechen uns immer den Kopf", rief er, „wie wir einige Abwechslung in unsere Speisekarte bringen wollen, und übersehen ganz den herrlichen Leckerbissen, den der Leutnant Bardy für unsern Tisch großgefüttert hat . . . wann wollen wir die Cocodette verzehren, meine Herren?"

Die Brotkrume, welche Bardy der Taube eben reichen wollte, entfiel seiner Hand, und Cocodettes Unruhe über diesen Umstand sah fast aus, als verstehe sie die Worte des Kapitäns, dessen Gesicht mit höhnisch lecherem Ausdruck auf sie gerichtet war.

„Sie irren, Kapitän!" gab Bardy mit einer Bewegung zur Antwort, welche meine Achtung vor seinem Herzen nur vermehren konnte. „Als man mir die Taube überließ, hatte ich nicht die Absicht, sie zum Dank für ihre Liebkosungen für Sie zu mästen!" . . .

„Sondern mit Ihrem preußischen Freunde allein zu verzehren, wenn unsere Lebensmittel zu Ende sind. Denn bald wir uns auch dann nicht ergeben, werden Sie ihm gesagt haben, he?" fragte der Kapitän — ein ziemlich einfältiger Südfranzose mit scharfer Haknenase und zerzausstem Schnurrbart.

Bardys hübsches Gesicht verdunkelte sich.

„Mein preußischer Freund, wie Sie unsern Gast nennen, hat Takt genug, einen französischen Offizier, der ihm wohl will, nicht um Dinge zu fragen, welche dieser zu verschweigen verpflichtet ist. Aber ich habe zu unserm Gast das Vertrauen, daß er auch unter den dringendsten Umständen diese Aufbesserung seiner Gefangenenkost verschmähen würde. Mir für mein Teil käme es vor, als sollte ich mein Lieblingspferd oder meinen Hund verzehren, wenn ich Cocodette gebraten vor mir sehen würde. — Schon der Gedanke widerstrebt mir!"

Der Kapitän lächelte. Es schien in seiner Absicht zu liegen, Bardy und mich zu reizen und einen von uns vielleicht zu einer unvorsichtigen Aeußerung zu verlocken.

„Das ist wahrhaft deutsche Sentimentalität", rief er, „und ist bei Ihrem Freunde ganz an ihrem Platz. Für einen französischen Offizier in einer belagerten Festung jedoch, welche jeden Tag eine Beschießung und einen Sturm erwartet, dürften so sanfte Neigungen unter Umständen beschwerlich sein . . ."

Bardy warf seinem Vorgesetzten einen Blick zu, vor welchem der Kapitän blinzelte. als ob er ins Feuer schaue:

„Ich halte Grausamkeit gegen Geschöpfe, welche in unsere Macht gegeben sind, und die Verhöhnung eines Gefangenen nicht für Tapferkeit. Die feindlichen Granaten werden nicht auf meinem Posten finden, und beim Sturm werden Sie mich in der Breiche nicht vermissen, Kapitän!"

Bardy erhob sich. Der Kapitän aber schrie:

„Ihre Taube scheint Ihnen ja ganz besonders kostbar . . . Man sollte glauben, es sei eine jener Art, welche sich in diesem Kriege um das Nachrichtenwesen so sehr verdient gemacht hat! Denken Sie sich die Vorteile für Ihren Freund, wenn Ihr gefiederter Liebling es verstände, jeden Abend ein kleines Briefchen zu seinen Landsleuten zu tragen und vor Tagesanbruch die Antwort zurückzubringen!"

Bardy wurde blaß vor Zorn bei dieser offenbaren Verdächtigung des Verrates, und mit bebender Stimme sagte er:

„Ich weiß nicht, ob unserm Gast, da er nicht Militär ist, so viel an militärischen Relationen liegt — was jedoch mich betrifft, so lade ich Sie ein, jede Nacht einen Wachtposten vor den Käfig des gefährlichen Tieres zu stellen."

Und Cocodette freundlich streichelnd, trat er vor die Tür. Ich empfahl mich steif und folgte ihm. Während mein Wächter uns in einiger Entfernung folgte, schritt ich an der Seite des Leutnants nach meinem Gefängnis.

Wir schwiegen beide. Erst an der Tür reichte er mir die Hand und sagte mit schmerzzitternder Stimme:

„Begreifen Sie jetzt, warum wir geschlagen — so sehr geschlagen sind?"

„Allerdings", antwortete ich. „Wenn die Unfähigkeit bei Ihnen Raum hat zu solchen Extravaganzen, so sind Sie — als ihr Untergebener — nicht zu beneiden, und die Entsagung, mit der Sie einer verlorenen Sache dienen, ist nur bewundernswert."

„Was wollen Sie!" sagte Bardy tieftraurig, und sein hübsches Gesicht senkte sich. „Man ist Franzose und Soldat . . . Was wäre die Ehre wert, wenn die Gefahr sie nicht heiligte? — Und wenn man fällt — so ist's, um die anderen zu ermutigen . . ."

Bardy wandte sich rasch um und ging weg. Mein Wächter begleitete mich in das Gefängnis.

Als ich Bardy wiedersah, hatte das ganze Fort ein anderes Aussehen. Elf Tage und Nächte regnete es Bomben in die kleine Felsenfestung; sie legten die festesten Mauern nieder und dezimierten die Besatzung. Mochmal mit einem Gesicht, welches düstere Ahnungen vergebens unter der Maske militärischer Jovialität zu verbergen suchte, kam Bardy zu mir in den Felsenkeller, wohin man die Kriegsgefangenen gebracht hatte. Cocodette verließ seine Schulter nicht mehr und schlug ängstlich mit den Flügeln bei jedem Schuß, der gegen die Felsenmauern tobte.

„Sie wollen an uns", sagte der Leutnant, aber seine Lippe, die zu lächeln versuchte, besaß nicht ganz den früheren Ausdruck.

Da ertönte Kleingewehrfeuer, und einige Soldaten stürzten herein mit dem Ruf: „Die Preußen kommen zum Sturm!"

Bardy ward sehr bleich, drückte mir rasch die Hand und sprang nach oben; die Taube auf seiner Schulter flatterte noch ängstlicher als sonst. Unwillkürlich folgte ich ihm bei der allgemeinen Verwirrung; ich wollte lieber im Freien durch die Kugeln meiner Landsleute fallen, als hier unten in einem solchen Augenblick der Wut der Belagerten anheimgegeben zu sein.

Leutnant Bardy trat eben mit gezogenem Säbel auf die Plattform des Vorwerks.

„Die Preußen, die Preußen!" ertönte es überall; sämtliche Geschütze wurden gelöst und die deutschen Granaten sausten.

Da ward ich betäubt von einem furchtbaren Knall. Mörtel und Mauersteine fielen auf mich, ein erstickender Schwefeldampf verhüllte mir Bardys Gestalt. Ich sah nur Cocodette, deren Federn links und rechts von mir zu Boden fielen, wie sie sich ein paar Mal in dem grauen Dampf umherwirbelte, dann hoch über demselben emporstieg und verschwand.

Zu meinen Füßen lag, tödlich verwundet, Leutnant Bardy. Ich dachte in diesem Augenblick nur daran, daß er stets freundlich gegen mich gewesen war und dadurch sich selbst das Mißtrauen seiner Kameraden zugezogen hatte, und kniete neben ihm nieder. Ein Riß in dem Tuch seiner Uniform mit dunkelgefärbter Umgebung bewies, daß ein Sprengstück der Granate in die Brustöhle gedrungen war. Dessenungeachtet suchte Bardys rötelnder Mund zu lächeln, wie in altem Spott. Aber seine halberstarrten Augen waren flehend auf mich gerichtet, und seine Finger drückten meine Hand.

Ich verstand Blick und Zeichen.

„Ich werde an Ihre Familie schreiben, sobald ich in Freiheit bin!" sagte ich.

Seine Augen öffneten sich weit, dann wurden sie starrer und starrer. Ich wandte mich ab, und die Hand des Toten löste sich aus der meinen . . .

Ich konnte Madame Bardy nicht so rasch Nachricht geben, als ich gehofft hatte, denn der Sturm meiner Landsleute scheiterte an den unerklimmbaren Felsenmauern, und Bitsch kam bekanntlich erst durch den Waffenstillstand, welcher dem Frieden vorausging, in deutsche Hände.

Sie konnte ich ohne tiefe Trauer durch die Tür treten, welche von derselben Granate zertrört war, die dem Leutnant Bardy das Leben genommen. — Die Cocodette habe ich nicht wiedergesehen. Wohl wurde auch sie erwähnt in dem kurzen Briefwechsel, den ich mit der Familie Bardy nach Beendigung des Krieges unterhielt; aber der sonderbare Name hatte eine tiefinnerliche Bedeutung, vor dem die Grazie des französischen Geistes verstummt war.

Durch Funkspruch.

Skizze von Georg Persich.

Mit Volldampf pflügte der mächtige Ozeandampfer die dunkelgrüne Flut und zog einen breiten Schaumstreifen hinter sich her. Die See war ruhig und man konnte hoffen, daß auch die zweite Hälfte der Reise glatt verlaufen würde.

Das Gesicht des Kapitäns zeigte den Ausdruck der Zufriedenheit, auch jetzt, als er über das Achterdeck schritt, wo die Reisenden erster Klasse sich auf verschiedene Weise die Zeit vertrieben. Die Jungen und die Alten gesondert.

Fast wäre ihm der weiße Gummiball an den Kopf geflogen, den gerade die niedliche Miß Shadow ihrem Partner zuspielte. Nur durch ein rasches Bücken konnte er es verhindern. Der Partner der Miß war wieder Mr. Poison, den sie so offen vor den anderen jungen Männern bevorzugte.

„Entschuldigen Sie, Kommodore," rief sie lachend, „es war nicht meine Absicht"

„Mein, entschuldigen Sie nicht," widersprach ihr Vater, der in einer Gruppe älterer Herren saß, und drohte ihr zu. „Sie hat uns auch schon den Ball herübergeworfen. Wart' du! Aber nichts Neues, Kapitän? Noch immer nichts? Vorhin wurde doch wieder telegraphiert!"

Und wie er, so blickten alle gespannt auf den Schiffsführer.

Der Kapitän verneinte. „Nur eine Begrüßung mit einem Dampfer unserer Linie, meine Herren. Wir entmutigten uns bei der Gelegenheit, ob er Neuigkeiten hätte, aber er konnte nicht damit dienen."

„Trotzdem bleibe ich dabei, daß schon der Teufel los ist, wenn wir ankommen!" meinte Shadow. „Wir hat's vor der Abfahrt noch einer gesagt, der's wissen kann. Sie können schon auf See Ihr Kriegsabenteuer haben," sagte er. „Lassen Sie sich man nicht kapern!"

„Sie machen mir noch alle Passagiere ängstlich mit Ihrem Pessimismus," erwiderte der Kapitän, aber keineswegs unjemmlich, „sobald irgendwo am Horizont ein Rauchfähnchen flattert, gehört's nach Ihrer Meinung gleich einem Kriegsschiff."

„Wird mich ja freuen, wenn Sie uns heil und gesund landen werden. Bis dahin weiß niemand, wer von uns beiden der Klügere ist."

Die anderen Herren waren teils der Ansicht Shadows, teils äußerten sie sich dagegen. Sogar Poison unterbrach sein Spiel und trat näher. Aus Höflichkeit mochte er als jüngerer Mann aber wohl nicht dazwischenreden und hörte schweigend zu.

Erst als der Kapitän sich verabschiedete und allein weiterging, richtete er das Wort an ihn.

„Ich habe mit Bergnügen vernommen, daß Sie an keine unmittelbare Kriegsgefahr glauben," sagte er. „Mr. Shadow kann einem in der Tat Angst machen. Ein plötzlich ausbrechender Krieg könnte mich ein Vermögen kosten, unter Umständen mein ganzes Vermögen. Die Firma, deren Mitinhaber ich bin, hat ihre Plantagen auf Florido, unser Geschäftshaus befindet sich in Neuorleans. Wir exportieren Baumwolle und Zucker und sind noch in letzter Zeit ungewöhnlich große Engagements nach europäischen Plätzen eingegangen. Können wir diese infolge von Blockaden oder anderen Kriegsumständen nicht nach Order abwickeln, haben wir schwere Verluste zu gewärtigen."

„O, das täte mir leid," bedauerte der Kapitän.

„Ich möchte nun unseren Vertretern gern noch einige Ratschläge geben — von hier aus, durch Funkspruch, den die empfangenden Stationen an die betreffenden Adressen befördern. Der Telegraphist, an den ich mich bereits deswegen wandte, verwies mich an Sie. Sie müßten die Erlaubnis erteilen."

„Bitte, ich habe nichts dagegen."

„Vielen Dank, Kapitän!" Es war wie ein erleichtertes Aufatmen; er sprach eine nicht Schwierigkeiten gewärtigende Bitte aus.

„Auch der Telegraphist erhob keine Einwendungen mehr, als Poison ihm den Bescheid des Kapitäns mitteilte. Nur als er die Depesche überlas, die der Amerikaner aufgesetzt hatte, meinte er: „Chiffriert? Wollen wir nicht lieber — —"

„Es sind unsere Geschäftschiffren," antwortete Poison. „Oder beschränken Sie ein Versehen beim Abtelegraphieren?" Er stellte sich vor den Morseapparat. „Ich verstehe auch damit umzugehen. Wir haben auf unseren großen Plantagen schon drahtlose Telegraphie. Soll ich Ihnen vormachen, wie man einschaltet? Und meine Depesche selbst aufgeben? Aber auf welche Wellenlänge sind wir eigentlich abgestimmt?"

Der Beamte schob die Hand zurück, die sich auf einen der Hebel legen wollte. „Das kann ich Ihnen nicht gestatten," erklärte er mit dienstlicher Bestimmtheit. „Die Depesche wird von mir vorschriftsmäßig erledigt werden. Vor allem: wünschen Sie Antwort?"

„Ja, freilich, wenn ich sie irgend erhalten kann."

„Ich werde sie Ihnen sofort nach Eintreffen zustellen."

Poison biß sich auf die Lippe. Der Telegraphist wollte ihn nicht länger in der Station haben.

„Begehen Sie aber keinen Fehler!" sagte er lüft,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19140823028/fragment/page=0002